

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1884-1885)
Heft: -: Jahresheft

Artikel: Mein Aufenthalt unter den Eskimos
Autor: Bade, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mein Aufenthalt unter den Eskimos.

V o r t r a g

gehalten im Auftrage der ostschw. geographisch-commerciellen Gesellschaft
von Kapitain **W. Bade.**

(Von zwei Stolze'schen Stenographen nachgeschrieben.)

Als Einleitung zu meinem heutigen Vortrage möchte ich zuerst die Frage: Welchen Zweck haben die Nordpolexpeditionen? in kurzen Umrissen beantworten. Da muss ich gleich einem allgemein verbreiteten Irrtum entgentreten, der durch die Nordpolexpeditionen selber entstanden ist. Die meisten Menschen glauben noch immer, das Ziel aller arktischen Entdeckungsreisen sei der geographische Nordpol. Das ist nun aber keineswegs der Fall, denn wenn auch das Herz eines jeden Nordpolreisenden von dem Wunsche beseelt sein mag, bis zum Pole vorzudringen, weil sein Name dadurch in der Reihe der grossen Entdeckungsreisen die Bedeutung eines Kolumbus, eines Vasco de Gama erhalten würde, so ist es doch der ausserordentlich grossen Schwierigkeiten wegen bisher keinem Sterblichen beschieden gewesen, den Nordpol zu erreichen und es wäre viel richtiger, dass man die Fahrten nach jenen hohen Breiten anstatt Nordpolexpeditionen einfach arktische Entdeckungsreisen nennen würde. Die Erforschung des unbekanntes Nordpolgebietes im Allgemeinen ist das Ziel der Reisen. Der Nordpol an und für sich ist nur ein Begriff, eine gedachte Grösse; wir suchen etwas ganz anderes in jenen Gegenden. In jenen Gegenden liegt der Herd der Stürme, Luft- und Wasserströmungen kehren, gerade wie das Blut zum Herzen, dorthin zurück, um mit erneuerter Kraft sich über die Erde zu verbreiten; dort haben wir den Schlüssel zu suchen zum Magnetismus, Kälte und Wärme, das Rätsel des Nordlichtes. Ausserdem ist alles, was Geographie, Klimatologie, Geologie, Botanik, Zoologie und Menschenkunde betrifft, noch ein vollständig unbekanntes Gebiet. Die Gradmessungen in jenen hohen Breiten sind zur Feststellung der wahren Gestalt der Erde von grosser Bedeutung und zwar desto mehr, je näher am Pole sie vorgenommen werden. Und jenseits der Eisbarrièren wohnen vielleicht auch noch Menschen, von denen wir bis jetzt keine Ahnung haben. Ausserdem sind die arktischen Schiffahrten die beste Schule für die Seefahrer. In jenen Gegenden setzt der Einzelne sein Leben für den Andern ein; wer von dort zurückkommt, den lassen die gewöhnlichen Gefahren des

Meeres ziemlich kalt; die Fahrten dorthin sind Schulen des Mutes, der Geduld und Unerschrockenheit. Hierauf wies schon der berühmte englische Admiral Nelson, der den Anfang seiner Karriere in der Nordpolgegend gemacht hat, und ebenso deutete der grosse Amerikaner Franklin auf die reichen Ergebnisse hin, die man von den Nordpolexpeditionen erwarten dürfte, indem er sagt: Nicht nur die Verteilung von Land und Meer, Gletschern und Wasser und undurchdringlichem Eise in der Nähe des Poles ist zu erforschen, sondern es gilt auch eine Menge von Tatsachen zu ergründen, die ein helles Licht auf ungelöste Probleme werfen können. In jenen Gegenden, wo die Magnetnadel ihre Kraft, nach Norden zu zeigen, verloren hat, wo Sonne und Mond nicht mehr mit der täglichen Drehung der Erde auf- und niedergehen, wo das Nordlicht seine Heimat hat, wo die Eigenschaft der Stoffe von dem uns bekannten Zustande so wesentlich abweicht, wo das Eis bröckelt, wo die Zentrifugalkraft aufhört und das Meer nach unbekanntem Gesetzen ebbet und flutet, wo die Bildung der niedern Temperaturen bisher noch unbekanntem Gesetzen folgt, da sind von einer mit guten Instrumenten ausgerüsteten und von tüchtigen Männern geleiteten Expedition zahlreiche wissenschaftliche Resultate zu erzielen.

Es geht also daraus hervor, dass der Hauptzweck ein wissenschaftlicher ist, obgleich die praktische Seite auch nicht zu verwerfen ist. Vom kommerziellen Standpunkt aus sind namentlich drei Punkte von pekuniärem Nutzen, nämlich: 1) die Steinkohlen, 2) wertvolle Mineralien und 3) neue Jagdgründe für den Walfischfang und den Robbenschlag. Was die Steinkohlen anbelangt, so hat Schweden in neuester Zeit auf Spitzbergen eine gute Acquisition gemacht. Die Schweden haben seit 10 bis 12 Jahren sich hauptsächlich mit der Erforschung von Spitzbergen beschäftigt und dort Kohlenlager gefunden, die, was Qualität und Quantität anbelangt, den englischen Kohlen jedenfalls gleich stehen, wenn sie sie nicht übertreffen. In Bezug auf wertvolle Mineralien ist namentlich der Krelit zu erwähnen, den die Amerikaner schon mit Erfolg ausbeuten. Endlich was die neuen Jagdgründe anbetrifft, so sind die nicht gering anzuschlagen, wenn man bedenkt, dass der mittlere Wert eines gewöhnlichen Walfisches 10 bis 12,000 Mark ausmacht. Aber auch die vorhin erwähnten naturwissenschaftlichen Zwecke bringen uns indirekt Nutzen. Es liegt nicht im Rahmen meines heutigen Vortrages, auf alle die verschiedenen Wissenschaften einzugehen, aber ich möchte kurz noch der Meteorologie Erwähnung tun. Dies ist die Wissenschaft, welcher es obliegt, die Strömungen, die unsern Erdball umkreisen, in besondere Gesetze zu bringen, hauptsächlich die Strömungen, die für die Nautik von grosser Bedeutung sind. Da nun die Stürme hauptsächlich die nordeuropäischen Küsten heimsuchen

und im Frühjahr ganz gewaltige Opfer fordern und da wir über die Entstehung dieser Stürme noch nichts wissen, so ist es von grösster Wichtigkeit, meteorologische Stationen zu errichten, um die Entwicklung der Stürme im Norden zu beobachten. Man ist nämlich heute in der Lage, die Stürme einige Tage schon vorhersagen zu können, die aus Nord, Süd, Ost oder West hereinbrechen. In die Zentralstationen Hamburg, London, Havre, Paris, laufen jeden Morgen von sämtlichen Stationen Depeschen ein und melden den Barometerstand. Aus diesem kann man nun genau schliessen, infolge der verschiedenen Depressionen, welche Luftströmungen sich einstellen werden. Wenn z. B. von Russland ein hoher Barometerstand gemeldet wird, so hat sich dort in der Luft gleichsam ein Loch gebildet, wenn man nämlich die Luft sich als einen greifbaren Körper vorstellt. Wenn anderseits von England ein tiefer Barometerstand gemeldet wird, so hat sich in England ein Luftberg gesammelt, und weil nun die Luft ein sehr flüssiger Körper ist, wird unmittelbar darauf ein Ausgleich stattfinden. Der Luftberg muss in das Loch, das sich über Russland gebildet hat, hineinströmen, um das Niveau herzustellen. Es wird also voraussichtlich ein schwerer Weststurm erfolgen. So kann man also den Schiffen, die sich in See befinden, von der Küste aus Warnungssignale geben, damit sie wissen, was sie zu gewärtigen haben. Allein eben über die Nord-Nord-Weststürme, die im Frühling und Herbst das grösste Unheil anstiften, sind wir noch nicht genau unterrichtet. Der Herd dieser Stürme ist aber die Polarregion und deshalb sollen dort meteorologische Stationen errichtet werden, um den Gesetzen dieser Stürme auf den Grund zu kommen.

Das ist in Kürze das Ziel der Nordpolexpeditionen. Ich möchte nun noch einige Worte hinzufügen über den Weg, den man einschlägt, um nach dem Norden zu kommen. Am meisten hat man sich dem Pol bei Spitzbergen und an der Westküste von Grönland genähert und zwar deshalb, weil Spitzbergen unter dem erwärmenden Einflusse des Golfstromes liegt. Letzterer hat seinen Abfluss aus dem mexikanischen Golfe an der nordamerikanischen Küste, fliesst über den atlantischen Ozean nach England und an Norwegen vorbei in das unbekanntes Polargebiet. Durch diese Strömung werden die Eismassen zurückgedrängt und Spitzbergen hat so sein gutes mildes Klima. Bis zum 80° nördlicher Breite kann man nun hinaufkommen, ohne auf Eis zu treffen, dann aber stellt sich folgender Umstand ein: Man bekommt einen Gegenstrom und wenn die Schiffe bis zum 82° vorgedrungen sind, werden sie im Eise eingeschlossen. Man muss also eine feste Basis auf dem Lande wählen, auf der man nach Norden vordringen kann. Auf der Westseite von Grönland erleichtert das Insellabyrinth von Nord-

West-Amerika das Hinaufkommen. Dort kann verhältnismässig wenig Eis heraufkommen, da die Strasse nur sehr eng ist. Das Eis verteilt sich, breitet sich auseinander und zwischen diesem losen Eise können die Schiffe ziemlich unbehindert vordringen. Wenn sie aber eine Strecke weit vorgedrungen sind, wird die Strasse immer enger und das Eis dichter und dann geht es nicht weiter; es ist noch nicht gelungen, hindurchzukommen. *Wir* versuchten, nachdem wir vergebens bei Spitzbergen hatten vordringen wollen, die ost-grönländische Küste zu erreichen und diese als Basis für unsere Operationen zu benutzen. Diese Küste zu erreichen, ist sehr schwierig, da sie von Eisbarrièren belagert wird, die 80 bis 100 Meilen breit sind. Aber wir sagten uns Folgendes: Wenn es uns gelingt, an der Küste hinaufzukommen, so haben wir Chancen, ohne grosse Gefahr nordwärts vorzudringen, denn wenn der Wind weht, trennt das Eis sich ab und es bildet sich eine Fahrstrasse zwischen Land und Eis und diese wollten wir benutzen, um vorwärts zu kommen. Ausserdem kann man den Rückzug ja nur auf einer festen Basis von Land sichern. Unser Plan war nun folgender: Wir wollten unter dem 75° Depots errichten, ein Haus bauen und grosse Vorräte von Kohlen und Proviant darin niederlegen. Wenn das Eis dann abging, wollten wir nordwärts vordringen und uns auf dem Wege den Rückzug dadurch decken, dass wir in kürzeren Entfernungen kleinere Depots anlegten, und wenn dann der Fall eintreten sollte, dass unser Schiff verloren ging, dann wollten wir uns über die kleineren Depots nach dem Hauptausgangspunkt zurückziehen. Dieser Plan war niedergelegt und man kannte ihn in ganz Europa und wusste also, dass, wenn wir in ein oder zwei Jahren nicht zurückkehren, Hilfe gebracht werden müsse und wohin. Wenn man aber so aufs Geratewohl hinein ging, so wusste Niemand, *wo* die Hilfe not täte. Dies war unser Plan. — Die deutsche Nordpolexpedition bestand aus zwei Schiffen, der „Germania“ und der „Hansa“. In meinem ersten Vortrage habe ich Ihnen über die Schicksale der Hansa berichtet. Die Germania war so glücklich, die Küste zu erreichen, überwinterte, drang vor bis zum 78° und kehrte im nächsten Jahre zurück. Die Hansa hingegen hatte das Unglück, vom Eise zerdrückt zu werden. Im Angesicht des Landes kamen die furchtbaren Eisberge, die das Schiff zwischen sich nahmen und es zerdrückten. Es ging unter und wir waren gezwungen, 237 Tage auf den Eisfeldern zuzubringen. Während dieses Aufenthaltes legten wir einen Weg von 1200 Meilen zurück. Dem Zufall anheimgestellt, trieben wir so mit der Polarströmung herunter und landeten. Wir machten die Reise um Grönland herum, trafen dort an der Westküste ein Schiff und machten mit diesem die Reise nach Europa. An der Ostküste landeten wir zuerst und kamen hin zu dem Volke, dem

die Hauptzeit des heutigen Vortrages gelten soll, zu den *Eskimo*, zu den Menschen, die unser Herrgott als die äussersten Vorposten des Menschengeschlechts in die Nähe des Nordpols versetzt hat. Dort auf ewigem Eis und Schnee fristet der Polarmensch, der Eskimo, sein kümmerliches Dasein. Fast möchte sich dem Europäer, der zum ersten Male in jene Gegenden kommt, der Gedanke an eine Ungerechtigkeit des Schöpfers aufdrängen, wenn er darüber nachdenkt, dass dieses Volk, das dieselben Anrechte an die Vorzüge des Erdballs hat, von der Natur so ganz vernachlässigt und verlassen zu sein scheint. Es stimmt uns in der Tat traurig, wenn wir über ihr Schicksal nachdenken; denn da es dort keine Vegetation gibt, die irgendwelche menschliche Nahrung bietet, so hängt die Existenz dieser Menschen ausschliesslich von der Jagd ab und da diese nie sichere Resultate liefert, so folgt daraus, dass das Volk der Eskimo durch viel Hunger und Elend seiner Auflösung entgegen geht. Die Zahl der Sterbefälle ist immer grösser als die der Geburten und die Zeit wird nicht mehr sehr fern sein, wo dieses Volk gänzlich von der Erdoberfläche verschwunden sein wird. Und doch haben diese rohen Naturmenschen vieles an sich, das unsere Bewunderung in hohem Masse verdient und uns unwillkürlich für sie einnimmt. Ihre tapferen, unausgesetzten Kämpfe um das nackte und kahle Leben gegen die schwierigsten Hindernisse machen ihre Existenz höchst unsicher. Das Meer ist ihr einziges Erntefeld, und der Seehund ihre Hauptnahrung und da sie oft gar keine oder nur mangelhafte Boote haben, so müssen sie zur Winterszeit, wo die Oberfläche des Meeres mit einer dichten Eisschicht bedeckt ist, warten, bis der Wechsel von Ebbe und Flut ihnen den Weg öffnet, auf welchem sie dem Seehund auflauern.

Diese Polarmenschen bilden weder einen Staat, noch haben sie Fürsten oder Häuptlinge. Sie leben vereinzelt und zerstreut. Jeder Familienvater ist der unumschränkte Herr über Leben und Tod der Seinigen; kein Eskimo anerkennt einen andern und höher Stehenden. Kein Eskimo verlangt Hilfe von seinen Nebenmenschen, aber eben so wenig gewährt er dieselbe. Alles Eigentum ist rein persönlich. Hat ein Eskimo eine Jagd gehabt, die ihm viel Ertrag an Tran und Fleisch lieferte, so hat er keinen Wunsch weiter.

Betrachten wir uns diesen Menschenschlag in seiner *äusseren Erscheinung* etwas näher, so finden wir, dass an Körpergrösse Mann, Weib und Kinder weit hinter dem Europäer zurückstehen. Der Eskimo wird selten über 4 Fuss hoch und die Weiber sind sämtlich von noch kleinerer Statur. Aber was ihnen an Körperlänge abgeht, das ersetzen die Eskimo durch einen kurzen, breitschultrigen Rumpf, und in Betreff der Zähigkeit und Ausdauer kann sich kein Volk mit ihnen messen. Ihr Gesicht

hat einen hässlichen, mongolischen Typus, die Stirn ist schmal, die Augen klein und schwarz, die Nase glatt und zusammengedrückt, die Backenknochen stehen hervor, die Lippen sind schmal und zeigen, wenn sie sich öffnen, zwei Reihen der schönsten weissen Zähne, die aber im Alter abgenutzt erscheinen, da sie ihrem Besitzer ausser zum Zermalmen der Speisen bei mancherlei Arbeiten als natürliches Handwerkszeug dienen müssen. Das Haar ist pechschwarz, beim Manne im rechten Winkel zur Stirne kurz abgeschnitten, bei den Frauen oben in einen hornähnlichen Bündel zusammengebunden.

Die Geschicklichkeit, mit der diese Leute ihre mehr als einfachen und dennoch äusserst sinnreichen *Waffen* zu führen verstehen, verdient unsere höchste Bewunderung. Wenn man zwar zum ersten Mal nach Grönland kommt und einen mit seinen Waffen ausgerüsteten Jäger sieht, so glaubt man im ersten Momente, einen Knaben mit seinem Spielzeug vor sich zu haben und ich vergesse nie das mitleidige Gefühl, das mich überkam, als ich zum ersten Mal einen Eskimo sah, der mir seine Waffe mit sichtbarem Stolze zeigte. Auf der andern Seite möchte ich aber auch das Erstaunen erwähnen, das die Eskimo über unsere Zündnadelgewehre an den Tag legten.

Wenn wir die Gerätschaften einzeln vornehmen, so fällt uns zuerst das *Boot*, das *Kahak*, in die Augen. Es ist dies das kleinste Fahrzeug, das überhaupt von der Schiffsbaukunst hervorgebracht wird. Es besteht aus einem Gerippe aus Knochen, das mit gegerbtem Seehundfell überspannt ist. Dieser Überzug wird von den Frauen mit so grosser Geschicklichkeit zusammengenäht, dass die Nähte vollkommen wasserdicht sind und kein Tropfen Wasser hindurch kann. Die Länge eines solchen Bootes beträgt in der Regel 18 Fuss, die Höhe $\frac{1}{2}$ Fuss und in der Mitte ist es $1\frac{1}{2}$ Fuss breit. Das Gewicht beträgt etwa 14 Pfund. Rund herum ist es zugeschlossen und nur oben in der Mitte befindet sich ein kreisrundes Loch mit einem hölzernen Reifen umgeben. Durch dieses Loch steigt der Jäger hinein, so dass er die Füsse im rechten Winkel nach vorn gestreckt halten muss und direkt auf den Boden des Fahrzeuges zu sitzen kommt. Dann wird der untere Saum einer wasserdichten Jacke hermetisch über den Rand geschnürt, so dass kein Tropfen Wasser hineinkommen kann, und von diesem Augenblicke an sind Boot und Jäger Eines geworden. Es gehört einige Geschicklichkeit zum balanciren eines solchen Bootes, denn da das Gewicht desselben nur einige wenige Pfunde beträgt, so liegt der Schwerpunkt sehr hoch und würde der Mann im geringsten die Balance verlieren, so würde das Boot umwerfen und er wäre, da er ja an das Fahrzeug festgeschnürt ist, unrettbar verloren. Kein Seiltänzer bedarf grösserer Aufmerksamkeit im Balanciren, als ein solcher Jäger, und trotzdem

fährt er in das wildbewegte Meer hinaus und durchbricht er die hohen Wellen, die oft über das Boot hinweggehen, so dass nur noch der Kopf heraustaucht. Das Ruder, das er gebraucht, ist ein Doppelruder, welches abwechselnd links und rechts eingetaucht wird. So fährt der Eskimo hinaus auf das Meer und verfolgt seine einsamen Pfade, um der Jagd obzuliegen, um dem Seehund nachzustellen, der seine Hauptnahrung bildet.

Wenn er von ferne den Kopf eines Seehundes erblickt, erhebt er ein wildes Geheul, um dadurch die Aufmerksamkeit desselben zu erregen. Der Seehund, der sehr neugierig ist, schaut um sich und taucht unter, dem Kahak entgegen; wie er wieder emporkommt, wiederholt sich dasselbe Geheul und so geht es weiter, sie nähern sich, bis der Seehund schliesslich in Wurfweite des Kahaks auftaucht. Ist er so nun bis auf 180 Schritte herangekommen, so ergreift der Jäger seinen *Speer*.

Der Schaft desselben ist von Holz, vorn mit einer Spitze versehen. Diese ist jedoch nicht fest und an einer Leine angebunden, deren anderes Ende am Schafte festsetzt. Um die Tragkraft des Schaftes noch zu vergrössern, befindet sich an demselben eine kleine Blase, die mit Luft gefüllt werden kann. Da der Eskimo aus freier Faust in gerader Richtung nicht auf grössere Distanzen werfen kann, so bedient er sich dazu eines Wurfbrettes. Mit diesem wirft er den Speer, wenn der Seehund sich ihm genähert hat, im Bogenwurf auf denselben und ohne dass er den heranfliegenden Speer bemerkt, wird er von der Spitze desselben getroffen. Diese bricht ab, der Speer legt sich quer, schwimmt auf dem Wasser und hält so den Seehund fest, der nicht im Stande ist, ihn hinunter zu ziehen und nun hat der Jäger Zeit, ihn vollends zu töten.

Wenn nun die Geschicklichkeit bei der Seehundsjagd schon sehr gross ist, so erregt doch der *Fang der Vögel* unsere grösste Bewunderung. Es ist eine bekannte Tatsache, dass die Japanesen und die Indianer eine grosse Gewandtheit im Werfen von Messern und Streit-äxten besitzen. In Japan gehört ja das Messerspiel zu den Volksbelustigungen. Obwohl nun allerdings eine grosse Geschicklichkeit dazu gehört, so stehen doch diese Leute auf festem Boden, haben sich auf eine bestimmte Entfernung eingeworfen und sind in vollem Besitze der Bewegungen ihrer Glieder. Der Grönländer aber sitzt eingeschlossen in seinem Boote, die Beine wie ein aufgeklapptes Taschenmesser nach vorn gestreckt, hält er in der Linken das Ruder, um zu balanciren, das Boot geht auf und ab und dennoch holt er mit seinem Speer den Vogel im Fluge aus der Luft herab, mit derselben Geschicklichkeit, wie wir es mit den Jagdgewehren tun. Für die Vogeljagd hat er einen andern Speer, der sich von dem zur Seehundsjagd gebräuchlichen dadurch

unterscheidet, dass anstatt der Blase sich an demselben drei Widerhacken aus Knochen oder Elfenbein befinden. Diese haben den Zweck, dass, wenn die Spitze des Speeres den Vogel verfehlen sollte, doch ein Stück vom Flügel oder vom Schwanz sich an ihnen festklemmt, und so der Vogel heruntergezogen wird.

Das sind die Gerätschaften für die kleine Jagd. Um das Hochwild der Polarregionen zu jagen, reichen diese kleinen Speere nun freilich nicht aus. An die Walfische zwar kann der Grönländer mit seinen mangelhaften Waffen nicht hinan, aber um die Walrosse und Robben zu erlegen, dazu hat er eine grössere Waffe. Zum Kampfe mit den Walrossen nimmt er seine Harpune. Diese besteht auch aus einem hölzernen Schaft, der aber viel grösser ist als bei dem Speere. Vorn ist er mit einem Walrosszahn versehen, auf welchem die eiserne Spitze sitzt. Diese ist beweglich und am Ende einer langen Leine befestigt, deren anderes Ende in dem Balge eines jungen Seehundes sitzt. Letzterer hat eine Oeffnung mit einem Stöpsel, wodurch er mit Luft voll geblasen werden kann. Zum Werfen dieser Harpune benutzt der Eskimo auch ein Wurfbrett, doch ist dasselbe am Schafte fest, und damit wirft er in gerader Richtung. Um nun das Walross zu erjagen, fährt er ziemlich nahe an dasselbe heran, ergreift seine Harpune und wirft sie nach dem Tiere. Die Spitze dringt in den Körper ein, durch das Gewicht des Schaftes dreht sich der Zahn herum, so dass der Schaft auf das Wasser zu liegen kommt und nur die Spitze fest sitzt. Sowie nun das Tier angeworfen ist, so taucht es unter und will entfliehen. Da aber das schwere Tier mit seinem Gewichte das Boot umwerfen würde, so wirft der Jäger den Windsack, an welchem vermittelst der Leine die Spitze befestigt ist, auf das Wasser und jetzt hält der Windsack das Tier fest. Der Jäger hält sich in der Nähe des Windsackes, wartet so lange, bis das Tier unter dem Eise verschwindet und steigt dann auf eine Eisscholle hinaus, so dass er festen Boden unter seinen Füssen hat, ergreift den Windsack und holt die Leine straff. Das Tier folgt dem Schmerze und steigt höher und höher bis an die Oberfläche, so dass es vollends getödtet werden kann.

Wenn wir uns zu den *Wohnungen* dieser Leute wenden, so finden wir, dass man sich dem Innern ihrer Behausung nur mit den grössten Schwierigkeiten nähern kann, nämlich nur dadurch, dass man auf allen Vieren wie ein Hund hineinkriecht. Die Eskimo-Wohnungen sind nämlich halb unter und halb über der Erde gebaut. Sie haben einen Durchmesser von 15 Fuss und eine Höhe von 5 Fuss und sehen grossen Maulwurfshügeln ähnlich, nur mit dem Unterschiede, dass eine jede mit einem besonderen Anbau versehen ist in der Form eines langen Ganges, der allmählig immer niedriger wird und schliesslich zur ebenen

Erde ausläuft. Dieser Gang dient dazu, um zu verhindern, dass die Wärme nicht hinaus und die Kälte nicht hinein kann. Der Eingang selbst zur Wohnung ist so niedrig wie möglich gelegt und sieht aus, wie die Öffnung einer Fuchshöhle und ein Uneingeweihter würde nie auf den Gedanken kommen, dass das der Zugang zu einer menschlichen Wohnung sei. Hat der Europäer einmal den kühnen Entschluss gefasst, sich hinein zu wagen in diesen finstern Schlund, so läuft er Gefahr, darin stecken zu bleiben, weil der Eingang nur für die kleinen, zwergartigen Grönländer berechnet ist. Allmähig aber erweitert sich der Gang, so dass man schliesslich aufrecht gehen kann, wenn man bei der Wohnung selber angekommen ist. Man würde aber vollständig enttäuscht sein, gedächte man eine nach unsern Begriffen auch nur annähernd angenehme Häuslichkeit zu finden. Ich muss gestehen, dass ich das erste Mal nicht ganz ohne Herzklopfen den Vorhang lüftete, welcher das Innere vom Gange trennt. Ein Gesumme von verschiedenen Stimmen tönte an mein Ohr, eine heisse, verpestete Luft schlug mir entgegen, ich trat hinein und befand mich mitten in einem Haufen kleiner, nur ganz leicht gekleideter Gestalten, die sich teils zitternd und schreiend vor mir zurückzogen, teils gar keine weitere Notiz von mir nahmen. Mein erstes Gefühl war Verlegenheit, da ich mich schuldig fühlte, ohne vorhergegangene Anmeldung die Eskimodamen in ihrer denkbar leichtesten Toilette überrascht zu haben. Als ich aber sah, dass man mir gegenüber keine weitere Gêne hatte, beruhigte ich mich bald, und fing an, in kurzer Zeit ihnen Recht zu geben, was die Leichtigkeit ihrer Toilette betraf; denn da die Hütte keine andere Ventilation hatte als den Gang, so erschwerte die mit Stickstoff und andern Gasen geschwängerte Luft das Athmen so sehr, dass ich in Zeit von einer halben Stunde ganz in Schweiss gebadet war und mich beeilen musste, diesen Raum mit einer Hitze von 20^o Reaumur zu verlassen, um draussen frische Luft einzuathmen. Aber wie der Mensch sich an Alles gewöhnt, so ging es auch uns mit den Eskimo-Wohnungen. Wir sind später häufig in solchen gewesen, und ich wüsste nicht, dass uns in der Folge ein Widerwille vor dem Aufenthalte in denselben überkommen hätte. Jedenfalls kam uns die Zeit sehr zu Statten, welche wir nach dem Untergang der Hansa auf den Eisfeldern verlebt hatten. Gegen jene Zeit war unser Aufenthalt unter den Eskimo ein goldener zu nennen.

Was nun die *Beschäftigung* der verschiedenen Geschlechter betrifft, so finden wir, dass der Eskimomann nur der Jagd obliegt und damit im engsten Sinne des Wortes für die Ernährung seiner Familie sorgt. Hat er eine gute Jagd gehabt, so kehrt er nach Hause zurück, und nun beginnt für ihn ein wahres Faullenzerleben, denn bis der Seehund verzehrt ist, hat er nichts weiter zu tun, als zu essen und zu schlafen.

Selbst das Abhäuten der Beute, wie überhaupt alle Beschäftigungen am Lande, ist Sache der *Frauen*. Diese sind die wahre Verkörperung des Fleisses und der Emsigkeit. Rastlos sitzen sie bei ihrer Arbeit, die fast ausschliesslich im Nähen besteht; denn die Bereitung des Mahles nimmt nicht viel Zeit in Anspruch. Der Küchzeddel des Grönländers ist keiner grossen Variation unterworfen; er zeigt immer nur ein Gericht, nämlich Seehundfleisch und zwar meistens in rohem Zustande. In Grönland kann nämlich von Kochen, Braten oder Backen nicht die Rede sein und zwar hauptsächlich aus Mangel an Feuer. Die *Lampe* ist ein von Natur hohler Stein, oder ein Stück eines ausgehöhlten Weichsteines, der häufig vorkommt. Sie hat ihren Platz in der Mitte der Höhle auf dem Fussboden. Der Tran zur Füllung derselben wird nun dadurch hergestellt, dass ein Haufen Weiber und Kinder um die Lampe herum Platz nehmen, und ein jedes ein Stück rohen Seehundfleisches in die Hand nimmt, von dem ein Stück abgebissen und ausgekaut wird. Die fette Flüssigkeit wird in die Lampe gespuckt, während der feste Teil durch den Schlund seinen Weg nach dem Magen nimmt. In diesen Tran wird der Docht am Rande der Lampe hineingelegt. Feuer, um ihn anzuzünden, erzeugen sie sich durch Stahl und Stein. Der Stein ist in der Regel ein Stück harten Granits und der Stahlklumpen Meteoreisen. Den Schwamm, um den Funken aufzufangen, bereiten sie sich aus den weichen Decken der Weidenkätzchen. Es sind diese Weiden die einzigen kleinen Bäumchen, welche in Grönland vorkommen. Bei diesem Lampenschein nun sitzen die grönländischen Frauen Tag und Nacht emsig an der Arbeit, die eine sehr mühsame ist. Denn bei der in Grönland gebräuchlichen Leder mosaik zur Verzierung von Kleidern, Stiefeln und Schuhen, aus ganz winzigen Lederstückchen nähen die Frauen mit unermüdlicher Geduld jedes einzelne Stück auf. Ich habe ihnen oft zugeschaut und ihre Ausdauer bewundert. Ihre Arbeit verdient aber auch um so mehr Bewunderung, da sie keine Nadeln von Stahl haben, sondern sich dazu der Fischgräte und anstatt des Zwirnes der Sehnen des Seehunds bedienen. Diese Sehnen, die von Natur rauh sind, werden dadurch geglättet, dass die Weiber sie auf ihre von Fett glänzenden Wangen legen und mit der flachen Hand mehrere Male darauf hin und herrollen.

Auf den ersten Moment sehen sich die männliche und weibliche *Kleidung* sehr ähnlich, beide bestehen aus Stiefel und Jacke. Der Unterschied ist nur der, dass der Mann lange Beinkleider und kurze Stiefel und die Frau lange Stiefel und kurze Beinkleider trägt. Die Jacke unterscheidet sich bei dem Manne dadurch, dass sie bei ihm unten gerade abgeschnitten, und dass bei der Frau hinten und vorn

noch ein kleiner Schoss daran ist; ausserdem haben die Frauenjacken grössere Kapuzen, um die Kinder darin aufzunehmen. So einfach, wie diese Kleidung ist, so wird bei ihrer Verfertigung doch viel Geschmack entwickelt. Hinten ist ein dunkler Streifen aufgesetzt und auf der umgekehrten Seite kann man sehen, welche ungeheure Mühe es gekostet hat und wie viel Fleiss daran verwendet wurde, bis all diese kleinen Streifen aufgesetzt waren. Das Hauptkleidungsstück der Grönländerin sind die Stiefel. Sie gehen bis an die Schenkel hinauf und sind auf die wunderbarste Weise mit Ledermosaik verziert. Das Hemd machen sie sich aus dem weichen Felle der Eidergans. Die Bälge werden abgezogen, die grossen Federn herausgerissen und das aus diesen Eiderdaunen bereitete Hemd tragen sie auf dem blossen Leib. Das Mannskostüm ist viel einfacher, aus gegerbtem Seehundsfell und ohne Verzierungen.

Auf die nun geschilderte Weise leben die Eskimo in den Tag hinein, ohne sich viel darum zu kümmern, wie es bis dahin gegangen ist und weiter gehen soll. Sie haben keine Schriftsprache, nicht einmal die roheste Bilderschrift, und es fehlt ihnen jegliches Bezeichnungsverfahren, um damit auf vergangene Ereignisse hinzudeuten. Es gibt keine Geschichtschreibung in Grönland und die mündlichen Überlieferungen von Generation zu Generation entbehren, was Zeitdauer anbelangt, jeglicher Zuverlässigkeit. Diese Leute wissen kaum, wie alt sie sind, geschweige denn, welchen Monat oder welches Jahr man schreibt. Sie würden die Jahreszahl nicht einmal aussprechen können, da sie nur bis fünf zählen können. Es ist Tatsache, dass alle wilden Völker, selbst die unzivilisirtesten unserer Erde, bis fünf zählen können und zwar infolge der fünf Finger, die sie an der Hand haben. Um höhere Zahlen auszudrücken, müssen sie ihre Zuflucht zu Kunstgriffen nehmen. So zählen nun die Eskimo z. B. auf folgende Weise: „Fünf“ sagen sie, ist der fünfte Finger der einen Hand, zehn würde heissen: der fünfte Finger der andern Hand. Nun geht es zu den Füßen: fünfzehn heisst die fünfte Zehe am einen Fuss, und zwanzig würde sein: ein Mensch zu End. Auf diese Weise können sie etwa bis hundert zählen, eine Zahl, die dazwischen liegt, d. h. nicht mit fünf teilbar ist, müssen sie zusammensetzen. Z. B. 54 können sie nicht direkt aussprechen, sondern müssen es zusammensetzen aus 40 und 14. Sie würden also sagen: die vierte Zehe am einen Fuss und zwei Menschen zu End. Diese Rechnungsart kann natürlich nicht in die Tausende und in die Brüche gehen, und wie viele Menschen wären wohl im Stande, auf diese Weise das grosse Einmaleins herzusagen? Dieses Zusammensetzen der Zahlen ist ihnen aber so fremd und macht ihnen so furchtbar viele Mühe, dass sie es gar nicht gerne tun und

unter keiner Bedingung darf man der Zahlenangabe eines Grönländers Glauben schenken, da sie nie richtig sein wird.

Dieselbe Schwierigkeit wie beim Zählen stellt sich für den Europäer bei Erlernung der grönländischen Sprache heraus. Obgleich sie sehr arm ist, da sie sich nur auf die grönländischen praktischen Verhältnisse bezieht, so bereitet sie dem Fremden doch die grösste Schwierigkeit und mancher erlernt sie nie. Es kommen z. B. junge Missionäre, die zur Erlernung der Sprache dorthin geschickt werden, wieder trotz Jahre langen Aufenthaltes zurück, ohne dass es ihnen gelungen wäre, der Sprache Herr zu werden. Die Grönländer bilden sich willkürlich endlos lange Worte und, indem sie die verschiedenen Silben hin und her versetzen, drücken sie damit alles Mögliche aus. Es gibt in ihrer Sprache Worte von 30, 40 und 50 Silben und da sie dazu noch meist aus Konsonanten bestehen, so geht daraus hervor, dass es nicht leicht ist, grönländisch zu verstehen. Ich habe hier eine Übersetzung der Bibel in die grönländische Sprache von einem Missionär erhalten. Da bedeutet nun z. B. das Wort: guded Gott. Dieses Wort nun findet sich in der Bibel in den verschiedensten Variationen und mit den verschiedensten Anhängseln wieder, wie z. B.: gudibleh, gudimik, gudeorsok u. s. w. Das Wort ajoblak bedeutet: es geht mir wohl. Nun heisst die Verheissung im 4. Gebot: dass es dir wohl ergehe auf grönländisch: ajungilsu. Die Missionäre haben nämlich, um überhaupt eine Grundlage und einen Einblick in die Sprache zu bekommen, erst einen Grönländer schreiben gelehrt und ihm gezeigt, wie er seine Gedanken niederschreiben kann und dann zu ihm gesagt: Jetzt kannst Du schreiben, wir wollen Dir nun etwas vorlesen und dann schreibe es nieder, wie Du es verstehst in Deiner Auffassung. Durch den Vergleich dieser grönländischen Bibel nun ist es erst gelungen, ungefähr eine Idee davon zu bekommen, in welcher Weise der Gedankengang der Grönländer allmählig sich herausgearbeitet hat.

Begegnen sich zwei fremde Grönländer auf ihrem Wege, so ruft der eine dem andern sein kikutamu zu, d. h. auf deutsch: wer bist Du? Der Andere antwortet: enaed, ein Eingeborner, wie Du, komm her zu mir, im Gegensatz zu kabnuned, d. h. etwa so viel wie „der Mann mit der weissen Haut“; denn sie selbst haben eine dunkle Färbung der Haut. Irgendwelche Komplimente oder Begrüssungsformalitäten, wie sie bei uns üblich sind, kennt der Grönländer nicht. Die einzige Bewegung oder Pantomime, die sie bei der Begegnung mit Fremden machen, ist die, dass sie ihre Waffen hinter sich auf die Erde legen und mit aufrecht erhobenen Armen dem Fremden entgegen gehen, um anzudeuten, dass sie nichts Böses im Sinne haben. Der Fremde muss dann das Gleiche tun und so nähert man sich. Sowie sie sich aber

überzeugt haben, dass der Fremde keine feindliche Gesinnung in sich trägt, hört jede Begrüssungsformalität auf.

Es ist für mich immer interessant gewesen, auf meinen Reisen zu beobachten, wie mit dem Bildungsgrade der Völker das *Zeremoniell* ab- und zunimmt. Wenn wir nun von den wilden Völkern unserer Erde zwar nicht die feine Bildung erwarten dürfen, die in Europa zum sogenannten guten Ton geworden ist, so hat doch im heissen und gemässigten Klima jedes Volk seine besonderen Sitten und Gebräuche, denen überall mehr oder minder dieselben Prinzipien zu Grunde liegen und die auch mit gewissen Formalitäten gehandhabt werden. Aber in Grönland gibt es keine Zeremonien, selbst bei den wichtigsten Lebensabschnitten geht es ohne grosse Zeremonien zu. Fühlt z. B. ein junger Mann die Geschicklichkeit und die Fähigkeit in sich, so viele Seehunde zu erlegen, als erforderlich sind, eine Frau zu ernähren, so scharrt er in den gefrorenen Schnee ein Loch; dieses erweitert sich, wird zur Höhlung, die Wände, Decken und Fussböden werden bekleidet mit Seehundsfell, so dass kein Schnee zu sehen ist, die Lampe wird hineingestellt und fertig ist der Bau. Ist alles zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, so begibt er sich auf die Jagd nach den Töchtern des Landes. Unter diese ist infolge des Schneebaues schon eine gewisse Aufregung gekommen, weil dies ein äusseres Anzeichen ist, dass der betreffende junge Mann die Absicht hat, sich ein Weib zu nehmen. Sobald nun die Auserkorene seines Herzens in seine Nähe kommt, stürzt er auf dieselbe zu, ergreift sie und gleich wie beim Raube der Sabinerinnen trägt er sie in seinen Schneepalast. Allerdings liegt nun auch dem Eskimo-Mädchen das Gefühl inne, sich dem Manne nicht so ohne weiteres zu ergeben, wenigstens tut sie so, denn sie sucht sich durch Schreien und Sträuben auf dem Wege nach der Hütte zu befreien; aber in den meisten Fällen geschieht dies blos zum Scheine, denn von dem Augenblick an, wo das Pärchen in der Hütte angelangt ist, betrachtet sich das Mädchen als die rechtmässige Hausfrau und nach ihren Begriffen ist die Ehe nun vor Gott und den Menschen rechtmässig anerkannt. Verwandten und Freunden wird das frohe Ereignis anstatt der bei uns gebräuchlichen Annoncen dadurch mitgeteilt, dass die junge Frau von diesem Tage an ihren Haarschopf mit einem schwarzgefärbten Ring aus Seehundsfell zusammenbindet, im Gegensatz zum blauen Ring, der das Abzeichen der Jungfrau ist und zum weissen, den die Wittwen tragen. Der Eskimo erkennt also am Bande des Haares sofort, mit wem er es zu tun hat.

Schweifen wir hinüber zu den Gebräuchen bei den ernstesten Momenten des Lebens, so sehen wir, dass bei einem *Todesfalle* ebensowenig Umständlichkeiten gemacht werden, wie bei einer Hochzeit.

Ist ein Familienmitglied gestorben, so wird die Leiche gleich nach dem Tode in Felle eingelegt, auf einen Schlitten gebracht und nach der Stelle geführt, wo sie die letzte Ruhestätte finden soll. In den Kolonien gibt es feste Kirchhöfe, wo alle Toten bestattet werden, an den andern Orten aber werden beliebige Plätze ausgewählt, meist auf hervorspringenden Punkten der Küste oder in geschützten Schluchten, immer aber auf trockenem Boden. Hier werden die Leichen niedergelegt. Da aber in Grönland der Boden hart wie Stein ist, so können natürlich keine Gräber gegraben werden, sondern die Leichen werden einfach mit Steinen zugedeckt. Ein solcher grönländischer Begräbnisplatz bietet einen ungemein traurigen Anblick dar. Zeigen ja die Kirchhöfe im Allgemeinen schon die Vergänglichkeit alles Irdischen, so ist der Anblick einer Reihe von Eskimogräbern geradezu deprimierend. In Europa und den andern zivilisirten Ländern sucht man die Kirchhöfe ja durch Blumen, Bäume und Ornamente zu friedlichen Aufenthaltsorten zu machen, die durch ihren ganzen Charakter einen stillen, friedlichen Eindruck machen. In Grönland aber sind die Gräber nichts weiter als Steinhäufen. Ja, wir haben sogar oft Gräber gefunden, die, weil sie im Anfang nur leicht zugedeckt waren, später ganz auseinander fielen, dann schimmerten die Schädel und Gerippe theils zwischen den Steinen hindurch, theils lagen sie sogar offen zu Tage. Aber trotz dieser scheinbaren Nachlässigkeit halten die Grönländer doch grosse Stücke auf die Überreste ihrer Toten. So machen sie z. B. einen furchtbaren Lärm und gerathen in eine grosse Aufregung, wenn sie sehen, das Weisse zum Zwecke wissenschaftlicher Studien Schädel und Gerippe aus den Gräbern herausnehmen. Sie liessen uns auch nie allein zu den Gräbern gehen und es gelang uns nur da, Schädel zu erobern, wo keine lebenden Eskimo zugegen waren. Bei den heidnischen Eskimo herrscht die Sitte, dass gleich nach der Bestattung beim Manne seine Speere, Harpunen und Lanzen, bei der Frau aber die Nadeln, die Sehnen und die Arbeit, welche sie zuletzt benutzte, aufs Grab gelegt werden. Die Angehörigen gehen eine oder zwei Minuten um das Grab herum und murmeln mit leiser Stimme Lobeserhebungen über die Verstorbenen und damit ist alles Zeremoniell abgetan. Der Mann erzählt seinen Stammesverwandten, dass er Niemand mehr habe, der seine Lampe brennend erhielt, dass seine Hütte kalt sei. Der Grönländer bezeichnet seine Häuslichkeit, den Inbegriff des deutschen Herdes mit der Lampe. „Die Lampe ist erloschen“, heisst bei ihm, die Frau ist tot.

Wenn der Mann gestorben ist, so geht die Frau zu den Verwandten und wenn sie keine solche hat, so fällt sie dem Stamme anheim. Indem sie diesem anzeigt, dass ihr Mann heimgegangen sei zu jener Insel, wo ewiger Sonnenschein herrscht und wo das Meer wimmelt

von Seehunden und Vögeln, das ist nämlich bei den Grönländern der Begriff der *Seligkeit*. Sie glauben also auch an ein Weiterleben der Seele nach dem Tode und verehren als höchste Gottheit einen Gott für das Gute und einen für das Böse. Der gute Gott wohnt fern im Süden, wo es kein Eis und keinen Schnee gibt und wo ewiger Sonnenschein herrscht. Dort bewirbt ein freundlich lächelndes Wesen die Seligen mit Seehundsfleisch. An diesen schönen Ort kommt aber nur Der, welcher einen guten Lebenswandel geführt hat; wer im Leben böse war, verfällt nach dem Tode dem bösen Geist. Dieser haust auf den endlosen Gletschern der unwirtlichen Gestade der Ostküste. Bei diesem Wesen ist nichts anderes zu erwarten, als ein endloses Leben voll Elend, Hunger und Not und unstät wandelt die dorthin verdamnte Seele umher. Aus diesem Glauben entsprang die namenlose Furcht, die die Eskimo vor uns hatten. Denn da wir von Osten kamen und überdies ihnen so fremde Waffen und Geräte bei uns hatten, so hielten sie uns für böse Geister und wichen vor uns zurück und es gelang uns erst später, mit ihnen in Verkehr zu treten. Diese Furcht vor andern menschlichen Wesen ist ein Charakterzug dieser ungebildeten Menschen, denn obgleich sie einen täglichen Kampf mit viel schlimmern Feinden, als wilden Tieren, Schneestürmen, schaurigen Polarnächten und grimmiger Kälte, führen und ihnen unerschrocken entgegentreten, so haben sie doch den Mut nicht, andern menschlichen Wesen die Stirne zu bieten, von denen sie glauben, sie könnten ihnen etwas Schlimmes zufügen. Sie treten einander nie im offenen Kampfe gegenüber; ein lästiger Rivale, z. B. eine alte Frau, die durch ein Gebrechen zur Last geworden ist, oder Jemand, von dem man glaubt, er sei behext, oder ein fauler Kerl, der von dem Erwerb seiner fleissigen Nachbarn mitlebt, alle diese werden heimlich bei Seite geschafft. Es gilt bei ihnen die Blutrache, das Gesetz, das verlangt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ein Totschlag muss von der davon betroffenen Familie gerächt werden durch den Tod eines Familiengliedes des Mörders. Auf den Tod des Mörders selbst kommt es nicht an, ja meistens büsst nicht er seine Tat, da er sich so viel wie möglich den Nachstellungen entzieht. Aber die Pflicht, den Getöteten zu rächen, geht vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel über und oft muss der Enkel das Verbrechen entgelten, das der Grossvater begangen hat. Ihre Abneigung gegen offene Feindseligkeiten geht so weit, dass sie sich nie schelten; es gibt in ihrer Sprache gar keine Ausdrücke dafür. Wenn aber einmal eine Differenz zwischen ihnen ausgebrochen ist, so wird sie singend geordnet und zwar ist diese Methode gewählt, weil dabei nur Einer zu gleicher Zeit das Wort führen kann, während der Andere schweigen muss. Als Sieger aus diesem Singkampf geht

Derjenige hervor, der das letzte Wort gehabt hat. Sowie der Andere nichts mehr zu erwidern weiss, hat er verloren und dann ist das Leid geschlichtet. Übrigens ist auch in Grönland das weibliche Geschlecht dem männlichen an Redegewandtheit überlegen. Bezeichnend ist dafür die Grimasse, die mir ein Eskimo machte, als ich ihn in einer lebhaften singenden Konversation mit seiner Eehälfte überraschte. Er war schon zu Ende mit seinem Lateingesange, während seine Frau immer noch munter fortsang. Es war ihm offenbar unangenehm, dass ich Zeuge seiner Niederlage war und gleichsam, um sich zu rechtfertigen, stand er vor mich hin und indem er seine Zunge so weit als möglich vorstreckte, zeigte er mit dem Finger auf die Zunge und dann auf sein Weib, um damit anzudeuten, wie spitz und geläufig ihr Sprachorgan sei; dann zeigte er auf sich und dann auf das grosse Meer und wollte damit sagen, er sei vernünftiger und ginge lieber allen Fährlichkeiten aus dem Wege, ordnete dann seine Harpune und sein Kajak und fuhr hinaus auf das weite Meer, um erst nach einer Abwesenheit von mehreren Tagen wieder zurückzukommen und so das Gleichgewicht in seinem seelischen Zustande wieder herzustellen.

Ausser dieser grossen Friedensliebe haben sie noch andere *Tugenden*, wenigstens dem Anscheine nach, so z. B. die Gastfreundschaft. Wenn ihnen auch jeder tätige Beistand unbekannt ist, so wird doch z. B. der Jäger, der auf der Jagd kein Glück gehabt hat, oder die Familie die ihres Ernährers beraubt ist, ja selbst der Faullenzer, nicht vertrieben. Man kommt, nimmt was man findet, isst, was man findet und geht ohne ein Wort des Dankes, gerade als ob man zur Familie gehöre, deren Mitglieder es als selbstverständlich ansehen. Sollte aber dem Gastgeber bekannt werden, dass Jemand verhungert oder ihm sonst ein Unglück zugestossen ist, so wird es ihm nicht einfallen, ihm zu Hilfe zu kommen oder ihm Lebensunterhalt zu bringen. Das Obdach, das der Dürftige bei ihm findet, ist kein Liebeswerk, das man dem Nächsten erweist, die Hilfe, die der Jäger dem angedeihen lässt, der ihm begegnet, wenn ihm seine Kräfte schwinden, ist kein Freundesdienst. So bald sich die Gelegenheit dazu bietet, wenn sie z. B. gerastet haben und eingeschlafen sind und der Andere nicht rechtzeitig aufwacht, so weckt er ihn nicht; er überlässt ihn seinem Schicksal und sollte es auch an einer Stelle sein, wo der Zurückgelassene nicht im Stande wäre, seine Heimat wieder zu erreichen. Hat eine Familie, die ihres Ernährers beraubt ist, bei ihm Schutz gesucht, so lässt er sie gewähren. Sie mag dableiben. Verändert er aber seinen Wohnsitz, so wird sie nicht aufgefordert, mitzugehen. Wenn sie mitgeht, ist es gut, kommt sie nicht, so mag sie zurückbleiben. Die Eskimo sind die selbstvertrautesten Männer der Welt, aber auch die reinsten Augenblicksmenschen. Hat z. B. ein

junger Eskimo, der für Niemand zu sorgen hat als für sich, eine gute Jagd gehabt, so verzehrt er in Unmasse bis zum Bersten. Wir hatten einmal einen Grönländer getroffen, der in einer Mahlzeit ungefähr $\frac{1}{4}$ seines Körpergewichtes Seehundsfleisch verzehrt hatte, worauf er sich niederlegte und 24 Stunden lang schlief.

Nie fällt es ihnen ein, zu sparen für den Winter; nur in den Fälen, wo sie nicht im Stande sind, die bedeutenden Fleischmassen zu verzehren, legen sie kleinere Depots an. Da nun aber der Grönländer sich selbst nicht traut, da er fortwährend isst, so lange er etwas sieht, so dürfen die Vorratskeller nicht in der Nähe sein, sondern sie werden auf entfernten Inseln angelegt, an einer Stelle, die nur schwierig zu erreichen ist. Diese Keller sind natürlich Steinhöhlen, in die Alles hineingelegt wird, was gerade da ist. Seehundsfleisch, rohe Fische, Rentiersfleisch u. s. w. und die dann mit Steinen zugemauert werden. Keinem Grönländer wird es nun einfallen, das Eigentum des Nächsten zu schädigen und die Missionäre konnten uns gegenüber nicht genug die Ehrlichkeit der Grönländer rühmen. Sie erzählten uns, dass sie nie die Türen zu ihren Häusern verschlossen hätten, auch nicht, wenn sie Tage lang abwesend seien. Auch wir konnten uns nicht über die Ehrlichkeit der Eskimo beklagen. Denn wenn sie auch Alles brauchen können, was sie bei dem weissen Manne sehen — denn für sie hat Alles einen grossen Wert, ein Stück Holz, eine Säge, ein Messer oder gar ein Schiessgewehr — so haben sie uns doch nie etwas entwendet. Mit den Kahakfahrern wurden wir bald vertraut, nachdem wir einmal Zutritt bei ihnen gefunden hatten, und wir waren bald ihre besten Freunde. Sie kamen sehr häufig zu uns, weil sie jedesmal eine Kleinigkeit, die wir noch entbehren konnten, zum Geschenke bekamen. Dafür zeigten sie uns ihre Fertigkeit in der Handhabung ihrer Waffen und der Führung ihres Bootes. Wenn wir aber unsere Zündnadelgewehre ergriffen und Schnellfeuer gaben, da standen sie mit weitaufgerissenen Ohren und Augen da ob des ungewohnten Anblickes. Auch z. B. zwei kleine Musikspieldosen, die wir noch gerettet hatten, erregten ihre grösste Bewunderung und es war zu scherzhaft, die Gesellschaft von Männern und Weibern diese Dinger anstaunen zu sehen. Es mag auffallend erscheinen, wenn ich sage, dass die Grönländer musikalisch sehr begabt sind, aber es ist in der Tat wahr, und nur infolge dessen ist es den Missionären gelungen, festen Fuss zu fassen. Der erste Missionär war fünf Jahre in Grönland, bis ein Eskimo sich zeigen liess, und das geschah erst dann, als er ihnen Choräle vorsang. In den Missionskirchen spielt heute die Chormusik eine grosse Rolle. Die Orgel versieht ein Grönländer, und was mehr ist, er dichtet selbst Gesänge und komponirt dieselben. Dies war der Fall in dem Missionsplatz Lichtenort. Als

wir dort ankamen und die Missionäre uns empfingen, kam auch der Orgelspieler, und nachdem man ihm kurz unser Schicksal verdolmetscht hatte, stellte er sich zu uns hin und sprach einige Worte, die uns ein Missionär folgendermassen verdolmetschte: Ich danke dem Höchsten dafür, dass er Euch errettet hat auf so wunderbare Weise. Darauf zog er sich in seine Hütte zurück und liess sich für mehrere Tage nicht mehr sehen. Wir blieben eine halbe Woche dort und am folgenden Sonntag wurde für unsere Rettung ein Dankgottesdienst abgehalten. Bei diesem Gottesdienst nun wurde eine Hymne gesungen, die der betr. Orgelspieler gedichtet hatte. Obgleich wir kein Wort davon verstanden, machte sie doch auf uns einen so tiefen Eindruck, dass uns die Tränen in die Augen kamen. Auch in weltlichen Liedern sind die Eskimo bewandert. So waren wir einmal von den hohen Eisbergen herabgekommen nach der Küste und suchten nach Menschen. Es war ein prachtvoller Abend, nach einem ebenso schönen Tage, die grönländischen Gebirge spiegelten sich im klaren Wasser, ein schöner Himmel wölbte sich über unsern Häuptern, die Eisberge erschienen abwärts in wundervoller Pracht, sie sahen aus, als wären sie aus flüssigem Golde zusammengesetzt. So ruderten wir die Küste hinunter, um zu rasten und ganz vertieft in den Anblick dieser herrlichen Szenerie, da — es war ganz still, kein Lüftchen regte sich, — mit einem Male schlug an unser Ohr die Melodie eines Liedes. Wir waren ganz erstaunt, wir glaubten uns zu täuschen, Klänge aus höheren Sphären zu vernehmen. Wir fragten uns: Hört ihr's? Hört ihr's? — Ja, ja, wir hören es alle, wo kommt es her? Wir nahmen unsere Fernrohre zur Hand und suchten die grossen Felsen ab und da sahen wir, dass auf dem Vorsprunge eines Felsens eine Anzahl Weiber und Kinder sich gelagert hatten, und die sangen dort. Es war die Melodie eines bekannten Liedes: Wir haben gebaut ein stattliches Haus. Aus dieser Ferne kam es zu uns herunter und machte einen tiefen Eindruck auf uns. Der erste Gruss aus Menschenmund nach so langer Zeit tönte in Gestalt dieses Liedes zu uns. Später trafen wir dann noch andere bekannte Melodien an. Sie waren durch Schiffe übers Meer getragen worden, denn auf jedem Schiffe befinden sich einige Matrosen, die ein musikalisches Instrument zu spielen verstehen. Von diesen nimmt sie der begabte Grönländer auf, einer bringt sie dem andern, und so befindet sich der Polareskimo im Besitze eines Melodienschatzes, der Erstaunen erregend ist. Natürlich gilt dies nur für diejenigen, die sich an der Küste befinden, wo die Schiffe anlanden, und hier findet sich auch die Lust zum Tanze. Unsere Matrosen arrangirten hie und da einen kleinen Ball, der sich wunderbar genug ausnahm. In einer kleinen niedern Hütte standen in einer Ecke zwei Grönländer, die ihre Fidel bearbeiteten und deren Melodien uns fremd-

artig klangen. Nach dem Takte dieser Musik wirbelten die Paare auf dem Fussboden um die Lampe herum. Da die Hütte eng war, konnte man nicht fortwährend tanzen, man stand still, es wurde changirt, man klatschte in die Hände, wobei die Grönländerinnen hie und da das Manöver machten, dass sie plötzlich auf ihre Kavaliere lossprangen und ihnen ihre Haarbüschel unter der Nase hin und herzogen. Ueber der ganzen Szenerie lagen dicke Wolken von Trandunst und Staub, so dass man die Umrisse der an der Wand stehenden Zuschauer kaum erkennen konnte. Man sieht also, dass man jenseits des Polarkreises ebenso leidenschaftlich tanzt, wie diesselts desselben. Manche junge Mädchen schmücken sich auch dort festlich zum Tanze, andere aber, auf ihre natürlichen Reize pochend, wagten sich in ihrem Alltagskostüm in den Ballsaal. Die Genügsamkeit unserer Matrosen war sehr gross, denn da die Tänzerinnen die Vorzüge von Seife und Wasser nicht anerkennen wollen, um sich ein reinliches Ansehen zu geben, so war der Anblick einiger Eskimoweiber, die die Neugier herangetrieben hatte, wahrhaft Entsetzen erregend. Denn wenn schon ihr Gesichtsschnitt nach unsern Begriffen hinter dem Gefälligen weit zurück bleibt, so ist auch ihre ganze Körperhaltung mehr abstossend als anziehend. Durch die hohen Stiefel, die bis zu den Hüften hinanreichen, und die eng anschliessenden Beinkleider, sind sie gezwungen, in gebückter Stellung, nach vorn über gebeugt und wackelnd zu gehen, wodurch ihre ganze Erscheinung etwas affenartiges erhält. Wenn nun das schon bei den Jungen nicht schön ist, so denke man sich ein etwas älteres grönländisches Weib, mit allen Missbildungen, die sich infolge des Alters angesammelt haben, mit ihren entzündeten Augen, die von der mangelhaften Beleuchtung herrühren, ihrer schmierigen Nase, die von Tran und Schmutz bedeckt ist, mit ihren über und über von Tran geschwärzten Wangen und dem rauhen, flatternden Haare, und man wird mir gewiss glauben, dass dies ein hässlicher Anblick ist. Zwar war uns das damals noch nicht klar, aber als wir nach Europa kamen und zum ersten Male wieder schöne Damen sahen, da fiel es uns wie Schuppen von den Augen, wie ungeheuer der Unterschied ist zwischen einer grönländischen und einer hiesigen Vertreterin des schönen Geschlechts.

Aber trotzdem bewahren wir für die Eskimo doch ein dankbares Andenken, weil sie es sind, durch welche wir der Welt wieder zugeführt wurden.

Vielleicht haben meine heutigen Mitteilungen dazu beigetragen, dass Sie eine bessere Meinung von den Grönländern mit nach Hause nehmen; sollte dies der Fall sein, so wäre mein Zweck erfüllt.